
Über das Unbehagen im Wohlstand

Von Gernot Böhme
und Rebecca Böhme
edition suhrkamp

SV

Über das Unbehagen im Wohlstand

Von Gernot Böhme
und Rebecca Böhme

edition suhrkamp

SV

Gernot Böhme/Rebecca Böhme
Über das Unbehagen im Wohlstand

Suhrkamp

Inhalt

Cover

Titel

Inhalt

Vorwort Nach Corona? Exit?

I. Das Unbehagen im Wohlstand

II. Es gibt doch ein richtiges Leben im falschen

III. Mehr machen, mehr haben, mehr sein – mehr Unbehagen?

1. Grenzenlos leisten

Warum arbeiten wir so viel?

Die Überflussgesellschaft

Ästhetische Ökonomie

2. Ich möchte noch mehr Sachen haben

Bedürfnis und Begehren

Kaufsucht und Werbung

Konsum mit Beigeschmack

3. Die Zumutung, ein Individuum zu sein

Selbstverwirklichung

Liebe und Individualismus

Freizeit = Leistungszeit?

IV. Wohlstand mit Nebenwirkungen

1. Wie lebt es sich im sozialen Netz?

Armut in der Wohlstandsgesellschaft

Sozialer Frieden

Lösungsansätze im Regionalen

2. Demokratie ohne Demokraten

3. Sicherheit und Risiko

v. Selbstsorge für das richtige Leben im falschen

1. Gesundheit

Ernährung

Fitness

Schlaf

Stressbewältigung

2. Strategien für ein glückliches Leben

Glück und Zufriedenheit

Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl
hinstellen

3. Das Glück, da zu sein

Neurobiologie der Meditation

Phänomenologie der Meditation

Sorgestruktur

Glück ohne Glücksgüter

Selbstsorge

vi. Schlusswort

Wissenschaftliche Literatur

Fußnoten

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Vorwort

Nach Corona? Exit?

Dieses Buch ist eine Kritik des Gegenwartsbewusstseins, die unter dem Titel »Unbehagen im Wohlstand« steht. Es unterstellt, dass dieses Bewusstsein vom Gefühl, im Wohlstand zu leben, fundiert ist, wenngleich es gewissermaßen angekränkelt ist, prekär, besorgt oder sagen wir es mit Hegel: »unglücklich«. Wenn wir es als »Unbehagen« qualifizieren müssen, so wird das erst richtig deutlich, wenn man es mit Goethe'schen Texten, also etwa mit den Gesprächen der Bürger während des Osterspazierganges im *Faust* oder mit den nachbarlichen Gesprächen in *Hermann und Dorothea*, vergleicht. Was uns da als bürgerliches Selbstbewusstsein entgegentritt, ist ein sicheres Selbstbewusstsein, die Erfahrung des Wohlstandes als Sicherheit und Situiertheit, als Legitimität eines Wohlstandes, der ererbt und erarbeitet ist und den man nun in Ruhe genießen kann. Nichts von alledem ist vergleichbar mit der psychischen Lage, in der sich unser Wohlstandsbürger, in der wir uns vorfinden: gestresst, besorgt, verunsichert und kein Genuss, der nicht durch schlechtes Gewissen getrübt ist.

Und nun Corona. In einem Zustand, in dem fast alle Selbstverständlichkeiten ausgehebelt sind, würde kaum jemand noch sagen »Uns geht es doch gut«. Nicht nur, dass viele Unternehmen Insolvenz beantragen mussten und viele Menschen arbeitslos geworden sind. Vielmehr sind auch diejenigen, die freigesetzt worden sind durch Streichung aller Termine, durch Kurzarbeit oder Homeoffice in einem Nebel von Ungewissheit gefangen, so dass eine nur einigermaßen sichere Zukunftserwartung, wie sie letztlich zum Gefühl der Behaglichkeit gehört,

nicht zu erwarten ist. Gleichwohl ist die Grundierung des Gegenwartsbewusstseins, nämlich, dass wir im Wohlstand leben, nicht verschwunden; und das ist der Entschiedenheit, mit der Bund und Länder als Krisenmanager auftreten, und dem ihnen antwortenden Zutrauen zu verdanken: Der Staat wird's schon richten. Hier hat die Entschiedenheit staatlichen Handelns ein neues Zutrauen zum Staat geschaffen. Zum »Vater Staat«, auf dessen Fürsorge man sich verlassen kann beziehungsweise die man legitimerweise einfordern kann. Zwar haben staatliche Stellen immer wieder darauf hingewiesen, dass wir dank unserer vernünftigen und sparsamen Politik in den letzten Jahren uns die großzügige Hilfe auch *leisten* könnten. Freilich wird dabei verdeckt, dass viele Maßnahmen der bisherigen radikalen Sparpolitik – schwarze Null – dafür verantwortlich waren, dass ein Behagen im Wohlstand nicht aufkommen konnte, dass die auf Effizienz gerichtete Wohlstands- und Technologiepolitik uns die Lebensumstände als »stählernes Gehäuse« (Max Weber) empfinden ließ.

Und nun steht der Exit an, die schrittweise Rückkehr zur Normalität. Dabei stellt sich die Frage, ob »nach Corona« überhaupt bedeuten kann, dass wir zu Zuständen zurückkehren, die vor Corona normal waren, und vor allem – das ist ja unsere Grundfrage unter dem Stichwort eines »Unbehagens im Wohlstand« –, ob diese Rückkehr überhaupt wünschenswert ist. Die Kritik, die in unserem bisherigen gebrochenen Wohlstandsbewusstsein sich schon anbahnte, muss in einer Zeit, in der sehr viele unserer Lebensgewohnheiten suspendiert sind, explizit werden. Was sagte uns denn das Unbehagen, mit dem wir unsere Situation im Wohlstand wahrnahmen, über dessen Legitimität und Stimmigkeit? Inzwischen haben sich die außerordentlichen Aufwendungen des Staates zur Abwendung oder auch nur Milderung der Folgen der Pandemie zu einer Politik der Wirtschaftsförderung gewandelt. Natürlich muss man den Ministern, die für Wirtschaftspolitik und Finanzpolitik verantwortlich sind, zugestehen, dass sie tun, was ihres Amtes ist. Und wenn unser Wohlstand auf einer gut funktionierenden Wirtschaft und einer stabilen Finanzlage beruht, so ist natürlich auch in diesem Sinne ein

Konjunkturprogramm, mit dem Wirtschaft, aber auch Konsum wieder angekurbelt werden sollen, fast selbstverständlich. Nur darf man nicht vergessen, dass diese Wirtschafts- und Finanzpolitik den Maximen des Kapitalismus folgt. Danach ist eine Wirtschaft nur gut, wenn sie wächst, und das Wachstum wird am Bruttoinlandsprodukt gemessen. Die Borniertheit, die in diesem Denken liegt, werden wir später in diesem Buch analysieren. Hier muss nur festgehalten werden, dass »Rückkehr zur Normalität« nicht verstanden wird als Rückkehr zu einem stabilen Zustand, sondern als Wiederanknüpfen an eine dynamische Entwicklung, die »Wachstum« hieß. Es soll ja keineswegs bloß das Niveau des bisherigen Bruttoinlandsproduktes wieder erreicht werden, sondern eine vorübergehende Krise durch ein verschärftes Wachstum in den nächsten Jahren ausgeglichen werden. Da Deutschland eine Exportnation ist, heißt das ferner, dass die staatliche Konjunkturpolitik darauf zielt, für Deutschland wieder eine »Spitzenstellung« im internationalen Konkurrenzkampf zu erreichen. Das heißt aber, dass die staatlichen Maßnahmen zur Förderung von Wirtschaft und Konsum, die allerdings für die Reparatur der Schäden, durch die unser Wohlstand zurückgegangen war, nötig sind, darüber hinaus jedoch als »Normalität« zugleich auf die Wiederherstellung von Strukturen abzielen, die dafür verantwortlich sind, dass der Wohlstand eben mit Unbehagen wahrgenommen wurde.

Und überhaupt: Was heißt »Exit«? Dieser Ausdruck, der als politisches Schlagwort in unbedachter Weise dem Ausdruck »Brexit« (für den Ausstieg Großbritanniens aus der Europäischen Union) nachgebildet wurde, unterstellt, dass irgendwann einmal – oder gar bald – mit der Corona-Zeit Schluss ist, so wie man einen Raum verlässt und die Tür hinter sich zuschlägt. Vor allem aber implizierte diese Perspektive auf ein definitives baldiges Ende der Pandemie eine tiefliegende – sogar auf die Bibel gestützte – Illusion, nämlich, dass man die Natur beherrschen könne. Im Zusammenhang von Krankheit und Gesundheit implizierte diese Illusion die Hoffnung auf »Ausrottung« bestimmter Erreger oder gar die Abschaffung von Krankheit überhaupt. Dabei fällt die Erfahrung unter den Tisch, dass auch große Erfolge in der Krankheitsbekämpfung –

nehmen wir als Beispiel die Tuberkulose (TBC) oder die Malaria – nicht *durchschlagend* waren: Im Falle von TBC und ihrer Bekämpfung durch Antibiotika führte gerade der Erfolg der Bekämpfung zur Entstehung resistenter Bakterienstämme. Im Falle von Malaria, dass einerseits gerade das wirksamste Mittel gegen die Malaria übertragenden Mücken, nämlich DDT, wegen seiner verheerenden Nebenwirkungen verboten werden musste und dass andererseits die Erreichbarkeit von betroffenen Bevölkerungsschichten beschränkt war und ist. Für den Kenner: Beides sind typische Beispiele für die *Dialektik der Aufklärung*.

Ferner wurde der Bevölkerung suggeriert, dass durch Erreichung von Herdenimmunität – nämlich, dass dann, wenn zwei Drittel der Bevölkerung eine Covid-19-Erkrankung hinter sich haben (und das würde für Deutschland bedeuten, mindestens fünfzig Millionen Personen) – die Verbreitung der Erkrankung zum Stillstand kommen werde. Das stimmt zwar, bedeutet aber nur, dass sie von diesem Zeitpunkt an *von selbst* nicht mehr exponentiell wachsen werde – aber das heißt umgekehrt gerade: endemisch geworden ist, also schlicht zum Alltagsrisiko gehören wird. Dieser Zustand – also mit einer Reproduktionsrate von 1 (auf jeden Geheilten kommt nur eine Neuinfektion) – kann, wie wir gesehen haben, durch massive Schutzmaßnahmen »simuliert« werden, die aber so aufwändig und vor allem kostspielig sind, dass sie nicht auf Dauer durchgehalten werden können. So oder so: Wir müssen lernen, mit Corona zu leben.

Doch wenn die massiven Restriktionen für Wirtschaft, Verkehr und Konsum, also die Maßnahmen, die man unter dem Schlagwort »Shutdown« zusammenfasst, nicht durchgehalten werden können, so gewinnen die Vorschriften für das individuelle Verhalten aller Bevölkerungsteile, also strikte Hygiene, körperlicher Abstand und Schutzmasken, den Charakter von bürgerlichem Wohlverhalten – mit unabsehbaren Folgen für den psychosozialen Bereich.

Was heißt unter diesen Perspektiven »Rückkehr zu Normalität«? Viele sprechen heute unter den genannten Perspektiven vorsichtshalber von einer *neuen* Normalität, und das heißt genau genommen, dass es eben

keine Rückkehr ist. Vielmehr würde sogar der Begriff »Normalität« seinen Sinn verändern: Er wird nicht einfach das durchschnittlich Erwartbare bezeichnen, sondern die Erwartung bereits moralisieren. Und sei es auch nur durch Einführung neuer Üblichkeiten. Damit gibt es ja im Zusammenhang der Aids-Pandemie Erfahrungen. Hier wurde mit einigem Erfolg unter dem Schlagwort »Safer Sex« eine neue Üblichkeit in das sexuelle Verhalten eingeführt, die nicht mehr nur das traditionelle, schon moralisierte Verhütungsproblem betrifft, sondern bereits die mögliche mit Sexualverkehr verbundene Ansteckung.

Ein weiterer Grund, weshalb die neue Normalität keine Rückkehr zum Bisherigen sein kann, ist zu erwarten, weil eine ganze Reihe von Problemen an die Wirtschaftsförderungsmaßnahmen angehängt wurden, die durch die verdrängende Wahrnehmung der Corona-Krise in den Hintergrund geraten sind: Es handelt sich vor allem um das Thema Klimaschutz, aber eben auch um den sogenannten ökologischen Fußabdruck. Unter der Forderung des Klimaschutzes wurden bei den coronabedingten Wirtschaftsförderungsmaßnahmen nur solche Technologien gefördert und für nur solche Konsumgüter Zuschüsse bewilligt, die zumindest »klimaneutral« sind oder eben sogar den CO₂-Ausstoß verringern. Der Problembereich, der häufig unter dem Stichwort »ökologischer Fußabdruck« zusammengefasst wird, wurde in den öffentlichen Debatten wegen der Anschaulichkeit meist nur als Problem des Plastikmülls genannt. Tatsächlich handelt es sich sogar bei dem Plastikmüll gerade um Mikroplastik, also feinste Teilchen, die man nicht sieht, die aber in allen Umweltmedien inzwischen enthalten sind. Aber eben viel allgemeiner um die Verteilung feinsten Partikel – von Antibiotika angefangen bis hin zu Nano-Teilchen –, die für alle möglichen Krankheiten, für Krebs und sich immer weiter ausbreitende Allergien mitverantwortlich sein könnten. Schließlich darf man, wenn es um den ökologischen Fußabdruck geht, nicht das Problem des radioaktiven Abfalls unerwähnt lassen. Diese vorübergehend zumindest verdrängten Hauptprobleme der Menschheitsentwicklung wurden durch die beabsichtigten Maßnahmen der Wirtschaftsförderung quasi im

Huckepackverfahren berücksichtigt. Und das ist gut so. Gleichwohl ist zu befürchten, dass diese beschwichtigende Methode hier das Problembewusstsein abschwächt, das schon bisher nicht ausgereicht hat, wirklich durchschlagende Maßnahmen politisch durchzusetzen.

Was haben wir in »Quarantäne« gelernt?

Wir haben uns in unserem Buch auch das Ziel gesetzt, Verhaltensweisen anzuraten, durch die das Unbehagen in gewisser Weise überwunden wird, beziehungsweise Verhaltensweisen, die wie Schleichwege, auch unter den Bedingungen von Leistungsgesellschaft, Konsumgesellschaft und technische Zivilisation ein »richtiges Leben im falschen« ermöglichen. Adornos Diktum »es gibt kein richtiges Leben im falschen« artikulierte ja eine Resignation gegenüber der Hoffnung, durch individuelle Verhaltensänderung einen Wandel des Ganzen zu bewirken. Diese Resignation könnte auch der Kern des Gefühls sein, mit dem die Wohltaten des Lebens im Wohlstand »genossen« werden: Im Unbehagen meldet sich intuitiv eine Kritik an Verhältnissen, aus deren wohltuender Verstrickung man sich nicht befreien kann oder will. Hier nun könnte die Corona-Krise sich als heilsame Lehre erweisen. Die erzwungene Quarantäne, die, wenn nicht jedermann, doch so ein großer Teil der Bevölkerung erlitten hat, könnte uns gelehrt haben, was uns eigentlich wichtig ist. Beziehungsweise sie könnte sich als ein Verhalten erweisen, das zunächst nur durch Verordnungen erzwungen war, aber wert wäre, auf Dauer gestellt zu werden. Diese beiden Satzhälften scheinen sich zu widersprechen, sie sind aber nur die Pole, zwischen denen unsere Corona-Erfahrungen sich abspielten. Natürlich wäre es schrecklich, wenn das erzwungene Abstandsverhalten zwischen den Menschen auf Dauer gestellt würde, weil die Versagungen in der Corona-Quarantäne uns gerade gelehrt haben, wie wichtig uns leibliche Nähe ist.

Letzteres zeigte sich darin, dass Ereignisse des zivilen Ungehorsams – also Abweichungen vom verordneten Hygieneverhalten – besonders in Bereichen sich ereigneten, in denen es um leibliche Nähe ging. Allerdings auch hier erst, nachdem die Wirkungen der angeordneten Versagungen spürbar oder publik wurden. Zunächst wirkten sich Reste von deutscher

Untertanenmentalität aus, nämlich als vorlaufender Gehorsam beziehungsweise Übererfüllung von Normen. Mancherorts wurden die Abstandsregeln auch innerhalb einer Familie eingeführt und die »Empfehlung«, Großeltern zu meiden, wurde als Gebot ausgelegt. In den Kirchen nahm man sang- und klanglos die Versagung von Verhaltensweisen hin, die als *essentials* christlich religiöser Praxis anzusehen sind – von der liturgischen Gemeinschaft der Gottesdienste bis hin zur Eucharistie. Und mancherorts wurde Kranken und Sterbenden die seelsorgerische und persönliche Nähe von Freunden und Verwandten verwehrt, die gerade aufgrund des Infektionsschutzgesetzes als Ausnahmen zugelassen sind.^[1] In dieser prekären Situation – das wollen wir hier feststellen – haben wir gelernt, was in Science-Fiction-Romanen von George Orwells *1984* bis zu Dave Eggers' *The Circle* schon zu lesen war, nämlich dass Liebe eine subversive Kraft ist. Und wir haben gelernt, dass leibliche Nähe etwas ist, das wir pflegen müssen, dass sie einer Kultur bedarf angesichts einer Gesellschaft, die »nach Corona« auch weiterhin durch Hygiene und Abstandsregeln bestimmt sein wird.

Die Versagung von Reisen, insbesondere von Fern- und Auslandsreisen, nicht nur durch staatliche Regelungen, sondern auch durch den Zusammenbruch des Systems ziviler Luftfahrt, hat uns – oder sagen wir vorsichtiger: viele von uns – gelehrt, die Region, in der wir leben, kennenzulernen. Es ist schon erstaunlich, wie viele Leute, die sich beruflich und touristisch überall in der Welt tummeln, die Gegend nicht kennen, die sie noch immer Heimat nennen. Manchem wird der längst vergessene Werbespruch eingefallen sein: »Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah.« Im Zuge der neuen Regionalität hat man nicht nur die Schönheit deutscher Landschaften und Städte wieder schätzen gelernt, sondern auch deren historische Tiefe. Das Interesse an geschichtlicher Tiefe, das bisher touristischen Hot Spots zugeordnet wurde, ließ in der mageren Corona-Zeit schließlich auch die Zeit-Dimension der eigenen Region entdecken. Ganz analog das Verhältnis zu den räumlich nahen anderen Menschen, der Nachbarschaft: Was bisher nur flüchtige Gruß-Beziehungen waren, wurde aufgrund staatlichen

Anratens mit einem Male zur vielfach ungewohnten nachbarschaftlichen Solidarität. Wir lernten, in welchem Maße doch Nachbarschaften zu bloßem Nebeneinander verkommen waren und in welchem Ausmaß wir unsere Erwartungen an Solidarität an allgemeine Einrichtungen, von der Caritas über die Versicherungen bis hin zum Staat, delegiert hatten und dabei die Ausbildung nachbarschaftlicher Gemeinschaft versäumten. Es ist wahr, dass diese Delegation von Solidaritätserwartungen sich in der Corona-Zeit noch erheblich verstärkt hat, zumal der Wohlfahrtsstaat diesen Erwartungen auch durchaus entsprochen hat. Umso mehr wurde deutlich, dass wir Gemeinschaften eigens entwickeln und pflegen müssen, das heißt uns um ein Leben nicht bloß unter, sondern auch mit Menschen kümmern müssen.

Die Corona-Krise hat im Bereich von Bildung und Erziehung wie auch im Bereich von Kulturkonsum einen ungeheuren Digitalisierungsschub bewirkt. Die erstaunlich schnelle Substitution von Vorlesungen, Seminaren und schulischem Unterricht, von Museums- und Konzertbesuchen durch digitale Veranstaltungen und Handlungen hatte zunächst den Eindruck erzeugt: Es geht ja auch so. Und einiges davon wird bleiben, weil die digitale Vermittlung von Lernstoffen eine – zumindest partielle – Abhilfe angesichts des fatalen Lehrermangels zu sein scheint und weil angesichts der touristischen Übernutzung von Kulturdenkmälern sich die digitale Kenntnisnahme zu einer bevorzugten Methode kultureller Bildung entwickeln könnte. Doch es regen sich Widerstände: Die digitale Vermittlung schulischer Lehre hat eigentlich nur dort funktioniert, wo neben der technischen Ausrüstung im Hause auch die elterliche Unterstützung wirksam war, also bei den ohnehin sozial und kulturell privilegierten Familien. Aufgrund dieser Tatsache breitet sich in der Lehrerschaft die Einsicht aus, dass schulischer Unterricht nicht nur Informations- und Kompetenzvermittlung ist, sondern den Auftrag hat, soziale Ungleichheiten abzumildern und in der Schülerschaft soziales Verhalten einzuüben.^[2] Was die Corona-Zeit hier gelehrt hat, könnte die Einsicht sein, dass gerade Letzteres, also die Verringerung sozialer Ungleichheit und die Einübung sozialer Kompetenzen in der

Schülerschaft, das Zentrum schulischer Bildung ausmacht. Daran gemessen wird die Ausbildung von Lehrern, die mehr und mehr zu einer wissenschaftlichen degeneriert ist, im Sinne einer allgemeinen Pädagogik wörtlich verstanden – der Pädagoge ist der Begleiter der Kinder – transformiert werden müssen. Das Pisa-Ranking, das Schule, Lehrer, aber auch Schüler und Schülerinnen unter einen disziplinierten Leistungsdruck gesetzt hat, sollte damit obsolet werden. Doch diese Einsichten artikulieren nur das Unbehagen, das von der Schule über die Universität bis in den Wissenschaftsbetrieb durch Benotung, Bewertung und Ranking einen Grauschleier über dieses ganze System, das doch eigentlich der Bildungsfreiheit, dem Wissen-Wollen und der Wahrheitssuche dienen sollte, geworfen hat. Auch hier wird es großer Anstrengungen bedürfen, um das in Corona-Zeiten Gelernte nicht wieder von technikbedingten Trends überspülen zu lassen.

Das gilt in analoger Weise auch für den Bereich, der hier schon in kritischer Weise als »Kulturkonsum« bezeichnet wurde: Was Adorno seinerzeit als Kulturindustrie kritisiert hatte, nämlich Ökonomisierung und Technisierung der Teilnahme des Einzelnen am »kulturellen Kapital«, also den kollektiven Kulturgütern, wurde am Anfang der Corona-Krise freudig als Modernisierungsschub der Kulturvermittlung begrüßt. Gleichzeitig wurde aber der Charakter solcher Kulturvermittlung als eines bloßen Substituts deutlich, dass man nämlich durch die technische Vermittlung eigentlich nicht mit den kulturellen Werken selbst, sondern mit ihren Repräsentanten, genau genommen mit Datensätzen, zu tun hat. Das Unbehagen im Kulturbetrieb, bei dem etwa in überfüllten Museen Besucher mit ihrem Smartphone, das ihnen als Audioguide diente, vor Bildern standen, dieses Unbehagen könnte dazu führen, den Besuch von Konzerten, an Stelle ihrer telekommunikativen Vermittlung, und die Begegnung mit den Kunstwerken selbst wieder neu zu schätzen und zu pflegen. Der Aura-Verlust, den Walter Benjamin in seinem Aufsatz über das *Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* konstatiert hat, wurde in Corona-Zeiten auf die Spitze getrieben.^[3] Allerdings ist die Digitalisierung der Kunstvermittlung auch eine

Demokratisierung, sofern sie eine Teilnahme von jedermann an unseren kulturellen Gütern ermöglicht. Umso mehr wäre dem eine intensive individuelle Bemühung um Originale entgegenzusetzen, um nämlich diese Teilnahme beim Einzelnen in kulturelle Bildung zu verwandeln.

Das Unbehagen im Wohlstand war und ist durch die Erfahrung bestimmt, dass Konsum in der Regel nicht zur Befriedigung führt. Das liegt nicht etwa an Übersättigung, dass man also im Wohlstand lebend mehr hat, als man eigentlich braucht, sondern vielmehr daran, dass ein Großteil der Waren, um nicht zu sagen fast alle, nicht eigentlich ein Bedürfnis befriedigen, sondern darüber hinaus den Appetit anregen. In jedem technischen Gerät, das man erwirbt, ist bereits das Bedürfnis nach der nächsten Version angelegt. Das modische Kleidungsstück ist nur der ephemere Vorgeschmack auf die nächste Mode. Jede Reise in die Ferne legt nahe, den Horizont noch weiter auszudehnen. Jede Tüte Chips macht Appetit auf die nächste. Das hat bei vielen Menschen dazu geführt, dass die Konsumbefriedigung sich vom Glück, etwas zu haben, auf das freudige Erlebnis des Kaufens verschoben hat. Doch die Gründe liegen tiefer, nämlich darin, dass Konsum nicht eigentlich oder nur noch nebenher der Reproduktion des Lebens dient – wie noch Karl Marx glaubte. Heute dient Konsum vor allem der Steigerung des Lebens. Konsum dient der Ausstattung und der Selbstinszenierung des Konsumenten. Dem Unbehagen, mit dem solcherart Konsumverhalten einhergeht, wird auch nicht abgeholfen durch eine Konsumkritik, in der Waren nach Zusammensetzung, Herkunft, Produktionsweisen und Transportwegen akribisch analysiert werden, weil Kritik das Unbehagen noch vermehrt oder gar ein schlechtes Gewissen beim Konsumieren erzeugt. Die vorübergehende Konsumeinschränkung in der Corona-Krise wurde schnell überwunden, indem auch der letzte Datenmuffel die Möglichkeit einer Allround-Versorgung über den Onlinehandel für sich entdeckte. Und doch ist vielen Menschen die Weisheit aufgegangen, die der Philosoph Immanuel Kant am Ende seines Buches über die *Träume eines Geistersehers* formuliert: »Wie viele Dinge gibt es doch, die ich alle nicht brauche!« Wie sehr war uns, die wir im Wohlstand leben, das Bewusstsein davon

abhandengekommen, was wir eigentlich wirklich brauchen. Die Besinnung darauf könnte das wichtigste Mittel sein, das Unbehagen in unserem Konsumverhalten zu überwinden.

Das Unbehagen in unserer gut funktionierenden Wohlstandsgesellschaft wurde spürbar nicht nur als Stress- und Leistungsdruck, sondern spezifischer noch durch die dichte Abfolge von Terminen. Dass unser gesellschaftliches Leben so eingerichtet war und ist, wird jedoch vielfach geradezu als Voraussetzung für unseren Wohlstand angesehen. Dieser verlangt, dass alles pünktlich funktioniert und in seinem Ablauf zuverlässig und effektiv eingerichtet ist. Das stählerne Gehäuse, das Max Weber als Charakteristikum unserer Zivilisation benannt hat, besteht wesentlich in der engen Zeittaktung, die kein entspanntes Lebensgefühl, kein Ausschweifen zulässt. Eine Gesellschaft, die ein hoch organisiertes Funktionieren verlangt, die die Möglichkeit langfristigen Planens erfordert, lässt für den einzelnen Menschen keine Zukunft mehr zu. Der Blick auf die Zukunft ist – soll man sagen: »wohlweislich«? – immer schon abgeschnitten. Der Blick reicht jeweils bis zum nächsten Donnerstag oder Montag, innerhalb des Tages bis zu dem Termin, den ich um 16 Uhr habe. Wenn man für den modernen Menschen Entwurf (Martin Heidegger) und Lebensplanung (eine Forderung der Frauenemanzipation) postulierte, so ist das in unserer Leistungs- und Konsumgesellschaft und der zeitlichen Taktung des Zusammenlebens gar nicht möglich. Deshalb brachte die Corona-Pandemie oder, besser gesagt, brachten die staatlich verordneten Gegenmaßnahmen, brachte insbesondere der sogenannte Shutdown für viele Menschen trotz der allgemeinen Bedrohung ein Aufatmen – nämlich durch die Freiheit von Terminen. Freilich, da ist zugleich die Einsicht, dass das Leben in der Terminzeit keineswegs bloß einer wirtschaftlichen und verkehrten politischen Strategie entsprang, sondern sich ebenso sehr einer Bereitschaft der Teilnehmer am gesellschaftlichen Leben zur Terminierung ebendieses Lebens verdankt.

Es wird häufig von einem Gegensatz der Werte Freiheit und Sicherheit gesprochen. Gewiss ist das Leben nach Terminen eine Einschränkung von Freiheit, eine Beengung des Lebensgefühls und eine Dämpfung kreativer

Impulse. Doch hat nicht schon Kierkegaard von einer »Angst vor der Freiheit« gesprochen? Wird das Wegbrechen von Terminen wirklich von jedermann als Befreiung erfahren? Nicht viel mehr als eine Verunsicherung, gar als Langeweile? Die Restriktionen, die dem gesellschaftlichen Leben zur Eindämmung der Corona-Pandemie auferlegt wurden, haben vielfach zu Protesten geführt, vom sozialen Ungehorsam im Kleinen bis zu Demonstrationen und einer Parteigründung (Widerstand 2020 – die sich jedoch innerhalb kurzer Zeit wieder auflöste). Doch ging es dabei mehr um Widerstand als solchen. Kann man mit Freiheit wirklich etwas anfangen, ist es einem nicht viel wichtiger, dass man weiß, was man zu erwarten hat?

Freiheit ist ein Grundwert unseres Zusammenlebens. Doch eine Kultur der Freiheit ist nicht ausgebildet worden. Stattdessen ist unser Zusammenleben eher darauf angelegt, dass es in erwartbaren Bahnen verläuft und einem möglichst »nichts geschieht«. Daher die ungeheure Anzahl von Versicherungen in unserer Gesellschaft – in Deutschland hat jeder Bürger durchschnittlich fünf Versicherungen. Das Verschließen der Zukunft durch Termine gehört auch hierher: Es entspringt der Angst vor der Freiheit.

Dagegen hatte das Wegbrechen von Terminen, das von vielen als ein Aufatmen empfunden wurde, die Zukunft zumindest zwischenzeitlich wieder geöffnet (für viele war es mit der Öffnung durch die Verlagerung von Meetings in den Onlinebereich wieder vorbei). Wenn in den medialen Diskussionen darüber, was uns Corona gelehrt hat, die Vulnerabilität des Menschen als Einsicht genannt wurde, so ist das recht erstaunlich. Als ob uns erst vom Bundestagspräsidenten gesagt werden müsste, dass wir sterblich sind. Viel tiefer liegt die Einsicht, dass das menschliche Leben, das Leben jedes Einzelnen, ein Prozess mit offenem Ausgang ist. Diese Einsicht wurde durch das Zeitregime der Terminzeit und durch alle möglichen Versicherungsstrategien und Möglichkeiten der Planbarkeit des Lebens verdeckt. Wurde deshalb unser wohl organisiertes Leben als Beengung erfahren und die Öffnung der Zeit ins Unbestimmte als

Befreiung? Doch: Um in den sich abzeichnenden Möglichkeiten zu leben, bedarf es einer Kultur der Freiheit.

Also, eine einfache Rückkehr zur Normalität wird es nicht geben. Doch die These dieses Buches ist, dass es sie auch gar nicht geben *soll*, weil, was sich bisher als normal gerierte, keineswegs wünschenswert ist. Diese Kritik des Bisherigen deutete sich, wie wir zeigen wollen, bereits in der paradoxen Mentalität eines Unbehagens im Wohlstand an. Die Frage, wie es »nach Corona« weitergehen soll, zwingt uns dazu, das Unbehagen in eine explizite Kritik des Bisherigen zu transformieren.